

# Blätter aus Krain.

## Beilage zur Laibacher Zeitung.

№ 12.

Fünfter Jahrgang.

23. März 1861.

### Ein schweres Leid.

Welch' Elend ist's, welch' namenloses Weh,  
Wenn Herz und Hand liegt in verschied'nen Bänden;  
Ein Elend, das hienieden Tausende,  
Die's nie erfahren, nimmer auch verstanden.

Hier sollst du lieben, hier allein — so spricht  
Die Pflicht, um dich zu kräftigen, zu mahnen;  
Allein das Herz, es folgt dem Worte nicht,  
Und sehnd schweift's hinaus in fremde Bahnen.

Wie es in deiner Brust auch kämpft und stürmt,  
Berrathen dürfen's nimmer deine Züge. —  
So wird — wenn dich nicht Gottes Engel schirmt —  
Dein ganzes Leben eine große Lüge.

Fürwahr ein Elend ist es namenlos,  
Wenn Herz und Hand liegt in verschied'nen Bänden;  
Es endet erst, wenn in dem stillen Schooß  
Des Grabes Ruh' die armen Herzen fanden.

Der Du die Liebe bist! — Vor diesem Schmerz  
Woll' gnädig jeden Sterblichen beschirmen;  
Gib jedem Herzen das geliebte Herz,  
Daran es ruhen kann in allen Stürmen!

Gib jedem Herzen das geliebte Herz,  
Daran es warm in Leid und Freude liege.  
Du Gott der Liebe! Dann gib's keinen Schmerz,  
Den es im Sturm des Lebens nicht besiege!

Wenmann-Waldow.

### Die blutige Haideschenke.

Auf einer baumlosen Buxta in Nieder-Ungarn lag im Vormärz eine vereinsamte Csárda oder Haideschenke, deren Eigenthümer theils von der Beche seiner Kundschaften, theils von dem Gewinne lebte, den er aus der Wolle seiner ziemlich zahlreichen Schafherde zu ziehen wußte. Es war ein stämmiger, eben nicht mehr junger Mann mit rothem Haar und Schnurbart. Antál war nicht aus dieser Gegend gebürtig, auch wußte man nicht, woher der Mensch gekommen sei. In Ungarn pflegte man aber im Vormärz nicht viel um einen Paß zu fragen; auch galt es den Stammgästen, halb Rosshirten, halb Räubern, gleich, wer den Wein in der Csárda verabreichte, falls der Nebenfaß nur unverfälscht war, und zeitweise in der Hoffnung auf spätere Bezahlung ausgeschenkt wurde.

Der Schankwirth stand übrigens auch mit den zeitweilig einsprechenden Panduren auf gutem Fuß, da er sie gewöhnlich zechfrei hielt und sich auch nichts zu Schulden kommen ließ, was die schlummernde Gerechtigkeit zu unsanft aus ihrem Schlummer erwecken konnte. Die Panduren begnügten sich daher mit der Kunde, daß Antál, als er vor einigen Monaten in dieser Gegend erschien, den Kauffchilling für die leerstehende Haideschenke bei dem Komitatsgericht bar erlegte und seinen übrigen Verpflichtungen redlich nachzukommen gelobte. Er hielt sein Wort.

Antál suchte Ruhe.

Es fehlte dem Schankwirth auch nichts weiter als eine treue Lebensgefährtin zum vollständigen Glück am häuslichen Herde. Der Mann hoffte jedoch auch hier den großen Treffer zu ziehen. Sein Auge ruhte nämlich seit längerem mit besonderem Wohlgefallen auf dem zwar sonnenverbrannten, doch holden Angesichte einer jungen drallen Magd mit muthwilligen Augen.

Mária hieß die schmutze Dirne.

Antál, obwohl Herr der Csárda, hatte dießmal jedoch die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn das Herz der Haidedirne war bereits verschenkt und Jantí hieß der glückliche Pandur, dessen Bild in diesem Herzen sich eingemiselt hatte und nicht mehr daraus zu verdrängen war. Antál sah daher, als er endlich das zarte Verhältniß ahnte, sehr verdrießlich, so oft der stinke Pandur angeritten kam. Jantí aber brauchte als Diener der Gerechtigkeit den Groll des Wirthes nicht zu scheuen; er galt ferner überhaupt als ein Mann, der Haare auf den Zähnen habe und durchaus nicht mit sich spaßen lasse. Seine Verwegenheit war als sabelhaft verschrieen.

Auch seine Schlaueit unterlag keinem Zweifel.

Man raunte sich ferner in das Ohr, daß er in frühern Jahren Wilddieb und Schmuggler gewesen sei, obgleich man ihm keines dieser zwei berüchtigten Gewerbe nachzuweisen vermochte. Mária war gleichfalls eine kräftige und furchtlose Dirne. Mit Gewalt war also hier nichts auszurichten.

Antál wurde daher täglich mürrischer.

Eines Tages kam Jantí am frühen Morgen nach der Csárda gesprenkt. Er hatte in einem nahen Marktsteden dem dortigen Stubtrichter eine Meldung zu bringen und benutzte diese Gelegenheit, wie er sich ausdrückte, um mit den langen schwarzen Haarflechten seiner Liebsten zu tändeln. Mária besaß

nämlich so langes, prächtiges Haar, daß es, falls es nicht in Knoten geschürzt war, fast bis zur Ferse herabhing. Die Dirne empfing den muntern Reitersmann in einer ziemlich trübseiligen Stimmung. Man sah es ihr an, daß sie bitter gekränkt worden sei.

„Was fehlt Dir, edes lelkem — süße Seele mein —?“ fragte Jantsi.

Der Pandur besaß nämlich außer seinem unmenschlich langen, sorgfältig gewickelten Schnurbart, seiner Reitkunst, Tapferkeit und Schlaueit auch den Vorzug, in allen Landessprachen fosen und fluchen zu können. Märis vertraute ihm mit bewegter Stimme, daß das verdächtige Gesinde, das Abends in der Csárda einzusprechen pflege, zweifelsohne durch den eifersüchtigen Wirth angespornt, täglich brutaler und zudringlicher werde. Sie wisse sich der plumphen Liebfosungen desselben kaum mehr zu erwehren, obgleich es ihr weder an Muth noch an Stärke gebreche.

Arme Märis!

„Zudringliches Gesinde,“ fluchte Jantsi, „az eb adta — der Hund hat es geschaffen, aber wartet nur, klo ceka do-coka — wer klopft, dem wird aufgethan — ich will Euch einen garstigen Empfang bereiten.“

Damit reichte er der Liebsten ein scharfes Dolchmesser, mit dem Bedeuten, sie solle sich desselben als Schutzwaffe gegen zudringliche Verehrer mit der Drohung bedienen: so schlimm wie dem frühern Cigner dieser Klinge werde es Jedem ergehen, der sich an der Braut eines Panduren zu vergehen wage.

„Sprichst Du im Ernst?“ meinte Märis.

„Polako, polako — sachte, sachte,“ entgegnete Jantsi, „sie werden Dir wohl Ruhe geben, denn dieß Dolchmesser gehörte einst einem gewaltigen Räuber, der trotzdem ein schwächliches Ende genommen.“

„Adja Isten — Gott gebe es!“ erwiederte Märis.

Gott schien es jedoch ganz anders fügen zu wollen. Als Jantsi nämlich Abends bei seinem Heimritte nochmals in der Csárda einsprach, traf er Märis noch nachdenklicher gestimmt als am Morgen; auch wollte sie auf Befragen durchaus nicht mit der wahren Farbe herausrücken. Der Pandur drang aber so ungestüm auf nähere Kunde dessen, was vorgefallen sei, daß ihn die Dirne endlich nach einer Laube vor dem Hause zog und dort mit ängstlicher Miene zur nachstehenden befremdenden Frage schritt:

„Sage mir,“ begann sie, „vor Allem um des Himmels willen, woher Du das Dolchmesser erhalten hast, das Du mir heute Morgens zum Geschenk machtest. Es muß eine ganz eigenthümliche Bewandniß mit dieser Klinge haben!“

„Du weißt,“ antwortete Jantsi, „daß ich vor ein Paar Jahren nach Beszprim hinauf reisen mußte, nicht ex offio, wie unsere Komitatenser sagen — ima kaotrava, es gibt deren wie Gras — sondern um eine kleine Erbschaft von einer entfernten Anverwandten zu erheben. Im Komitats-hause daselbst wurde damals bei einer Versteigerung auch dieses Dolchmesser feilgeboten. Ich habe es gekauft, weil

mein scharfes Auge den Namen seines berüchtigten ersten Eigenthümers im Heste der Klinge eingegraben fand. Es war dieß der gefürchtete rothe Ferkó, der früher im Bakonyerwald hauste, und durch einen Sturz in einen Abgrund verunglückt sein soll.“

„Ich fürchte, er lebt noch!“ rüßtete Märis mit scheuem Blicke.

„Träumst Du?“ sagte der Pandur.

Die Dirne vertraute ihm nun in hastigen Worten, daß sie der Wirth Antál heute Nachmittag mit erneuerten Liebesanträgen bestürmt habe, und dabei so zudringlich geworden sei, daß sie endlich zu ihrem Schuze nach dem Dolchmesser greifen mußte; Antál sei bei dem Anblick der Klinge weiß wie die Wand geworden, und habe sie gleichzeitig in wildem Tone befragt, auf welche Art sie in den Besitz seines Dolchmessers gelangte? Als er den Namen Pandur Jantsi hörte — trat der Angstschweiß auf seine Stirn, er wendete sich verlegen ab, stotterte unzusammenhängende Worte und eilte dann fassungslös aus der Stube.

„Govori u vélar — in den Wind gesprochen,“ versetzte Jantsi nach langem Sinnen, „ist es nicht, was Du mir eben gesagt hast; auch glaube ich mich zu erinnern, daß im Bakonyerwald selbst Niemand recht an den Tod des wilden Ferkó glauben wollte. Man weiß ferner nicht, aus welchem Komitat Antál zu uns herübergezogen, und so wäre es wohl möglich, teremtele, daß er früher der Strazsämeister oder Führer der szegény legények, der armen Bursche im Oberland gewesen sein mag. Kutya veres, rother Hund, der er ist; ich glaube, Du hast recht, wir haben es mit dem rothen Ferkó zu thun. Dann heißt es aber sich eilen! Hundert Dukaten waren damals auf seinen Kopf gesetzt. Das reicht hin zu einer kleinen Wirthschaft. Küsse mich, Märis! Ich hoffe, Dich noch diesen Sommer heimzuführen.“

Die Liebenden trennten sich.

Gleich darauf regte es sich seltsam hinter der Laube, darin dieß Gespräch stattfand.

„Heimführen?“ sprach Antál vortretend; „ja, aber das Grab soll die Brautkammer sein.“

Antál war wirklich der rothe Ferkó.

Wie kam er nach dem Unterlande? Das ist bald erzählt. Der rothe Ferkó trieb es vor Jahren so arg, daß man endlich die bewaffnete Macht aufbot und sich zu einer förmlichen Treibjagd im Bakonyerwald rüstete. Ferkó wurde auch, und zwar gleich Anfangs, in einer Tanya oder Meierei aufgespöbert und wie ein reißendes Thier gejagt; zwanzig Kugeln sollen auf ihn abgefeuert worden sein, und desungeachtet gelang es dem ungarischen Rinaldo Rinaldini, gut beritten wie er war, zu entrinnen. Zum Troste für sämtliche Bewohner der Beszprimer Gespanschaft stand bald darauf in der Osener Zeitung schwarz auf weiß zu lesen:

„Das Kleingewehrfeuer hat dem Räuber Ferkó denn doch den Garaus gemacht. Man fand nämlich nicht bloß blutige Spuren auf der Haide vor der Tanya, sondern am nächsten Tage kam auch die Nachricht aus dem Bako-

nyerwald, man habe daselbst in einer entsetzlichen Schlucht das zerschmetterte Kopf wie den zerschellten Leichnam des Räubers entdeckt. Die Tiefe des Abgrundes ließ zwar keine nähere Untersuchung zu, doch bekundeten mehrere Locken von dem rothen Haar des Wegelagerers, daß er vor dem Sturz in die Kluft an einem Baumast hängen geblieben sein müsse. Auch fand man am Rande des Abgrundes das Dolchmesser des todtten Räubers liegen.“ —

Diese Ansicht war irrig.

(Schluß folgt.)

## Der neue Kreuzweg in der St. Nicolaus-Domkirche zu Laibach.

Von Josef Planck, nach den Cartons von Josef Führieh.

Die Ausschmückung der genannten Kirche in Laibach durch Aufstellung des heiligen Kreuzweges in der Art, wie selbe im vorigen Jahre in diesem Blatte besprochen wurde, ist nun zur vollendeten Thatsache geworden, und die meisterhafte Ausführung sämtlicher vierzehn Stationen, nach den unübertrefflichen und weltbekannten Kompositionen Josef Führieh's, bildet jetzt im Vereine mit den übrigen im Innern der genannten Kirche in neuester Zeit vorgenommenen geschmackvollen und reichen Restaurationen ein vollendetes Ganze von edler Harmonie und von befriedigendstem Eindrücke.

Wenn wir vor der näheren Erwähnung der einzelnen Meisterwerke Josef Planck's uns noch an den früheren Zustand unserer Domkirche, mit ihren ermüdend fahlen und weißen Wänden im Hauptschiffe, mit den schwarzen und unscheinbaren Eisengittern der Oratorien, mit dem erloschenen Glanze am Holzwerke des Predigtstuhles, mit dem höchst schadhafsten Schnitzwerke der fünf Orgeln zc., für einen Augenblick zurückerinnern wollen, so müssen wir mit Befriedigung anerkennen, daß gegenwärtig an unserer St. Nicolaus-Domkirche die glückliche Veränderung vorgegangen ist.

Achtunddreißig goldene Kapitälcr zieren gegenwärtig ebenso viele halberhabene Säulen von lichtrother Marmor-Imitation; im Gesimse ober den Säulen läuft um die ganze Kirche ein Kranz schöngeschnittenen, vergoldeten Laubwerkes; die fünf zierlichen blanken Orgeln erglänzen jetzt unter den edel und kunstvoll geschnittenen vergoldeten Umrahmungen; der Chor am Haupteingange ist mit goldenem Laubwerke bedeckt, welche demselben das Ansehen einer herrlichen Goldstickerei auf weißem Grunde verleihen; die vierzehn Bilder des heiligen Kreuzweges, wovon sechs im Hauptschiffe und vier in jeder der beiden Seitenkapellen, unter ganz vortheilhafter Beleuchtung, aufgestellt und mit Goldrahmen edler Zeichnung schön gehoben sind, bilden eine Gallerie von vorzüglicher Wirkung.

Aller dieser Schmuck zeigt die Kirche erst als das, was sie wirklich ist, als einen Bau edelsten Styles und von imposanten Dimensionen und nun auch als ein der Hauptstädte einer frommen Provinz würdiges Gotteshaus.

Aber nicht die architektonischen Formen des Gebäudes allein haben durch die jetzige Ausschmückung ihre wahren Vor-

züge hervorgehoben, es ist dieß auch mit den älteren Fresken von Duagio im Chore der Doasherren, im Plafond der Kirche und in den Seitenarkaden der Gall, sowie nicht minder mit jenen von unbekannter, aber sehr eminenten Meisterhand in den sechs beiderseitigen Altarkapellen geschaffenen Bildern, von welchen besonders jene der heil. Magdalena genannt werden muß. Alle diese wahren Kunstwerke, welchen wir einen Photographen zur Vielfältigung wünschen würden, zeigen erst jetzt ihre große und ergreifende Wirkung, nachdem Färbung und Vergoldung dieselben günstig umgeben. Es ist dieß vorzüglich mit den allegorischen Figuren in den Seitenkapellen der Gall, welche, acht an der Zahl, ebenso viele christliche Tugenden vorstellen.

Auch die schöne Kuppel in der Mitte der Kirche zeigt erst gegenwärtig ihre wohlberechnete glückliche Wirkung und ergießt über alle Räume der Kirche nun jenes richtige Maß von Licht, welches zur Andacht stimmt, ohne zu verdüstern.

Sämmtliche Restaurationen dieser Domkirche dankt die Stadt dem jetzigen Pfarrer derselben, dem bei der Stadt in höchster Achtung stehenden Domherrn Josef Suppan, welcher hiezu den Plan entwarf, die erforderlichen Mittel bei den sehr opferwilligen Bürgern sammelte, die Gesamtausführung bis in das kleinste Detail überwachte, und der schließlich am 28. Oktober 1860 bei der seltenen feierlichen Einsegnung des heil. Kreuzweges in weihewoller Begeisterung die einem so erhabenen Gegenstande gewidmete Festpredigt mit eigener großer Nührung und mit sichtbarster Wirkung vortrug, und der, im Vorbeigehen sei es gesagt, hiebei auch weder des frommen Künstlers noch der vielen bekannten und unbekanntenen Wohlthäter vergaß.

Meister Josef Planck hat aber bezüglich der Ausführung der vierzehn Gemälde des heil. Kreuzweges das große Verdienst, weniger zur Erlangung des ihm angebotenen, wahrlich sehr geringen Preises, als mit wahrhaft christlichem Gemüthe und mit sichtlichcr Vorliebe für den erhabenen Gegenstand zur Hinterlassung einer würdigen, auf Nührung und Stärkung des Christen berechneten edlen Leistung gearbeitet zu haben.

Von den vierzehn Bildern des heil. Kreuzweges, wovon jedes ein Meisterstück in richtiger Zeichnung, in lebhaftem Kolorite, in Harmonie der Töne, in Vereinigung des Lichtes bei dem Hauptobjekte, in der Luftperspektive und in der Plastik der einzelnen Figuren, genannt werden kann, sind vorzüglich die 1., 2., 8., 10., 11., 13. und 14. Station als aanz besonders gelungen zu betrachten.

Die Szene der Verurtheilung ist in Christus dem Herrn und in Pontius Pilatus mit so treuer Wahrheit des Ausdruckes und der Zeichnung gegeben, daß sie in unserer Seele die mächtigste Wirkung hervorbringt. Wir betrachten den Heiland, der, verurtheilt ohne Schuld, in Ergebung das Urtheil des Menschen hinnimmt; wir betrachten Pontius Pilatus und fragen in Behemuth: warum hast Du verurtheilt den Heiligsten der Heiligen, der Du Deine Hand in Unschuld wäschest?!

Die himmlische Ergebung des Heilandes und dessen Opferfreude, wie sie das zweite Bild kunstvoll darstellt, wird kaum

besser zu geben sein, als sie hier gegeben sind! Wir werden tief gerührt beim Anblicke der Unmenschen, welche den Heiland umgeben, und wir erkennen, daß sie einer verkommenen Race angehören, die nichts Heiliges mehr hat, die keinen Glauben mehr besitzt, und bei der im Tempel des Herrn das goldene Kalb der Habsucht sein grümmes Unwesen treibt. Wir fühlen, daß Christus scheiden mußte, — scheiden aus dieser Welt, um uns sein Wort und die Erlösung hienieden zurückzulassen!

Im achten Bilde, welches durch glückliche Vertheilung von Licht und Schatten von besonderem Effekte ist, sehen wir uns tief ergriffen durch die Ruhe des Heilandes, der zu den Töchtern Jerusalem's ruft: Weinet nicht über mich! — Der weibliche Kopf am äußersten Rande des Bildes, er weint im tiefsten Schmerze der Wehmuth — und diese Wehmuth ergreift auch uns und besucht auch unser Auge. Nicht so jene Köpfe des Hintergrundes, die ihrem Zeichen nach wahre herzlose Väter der spätern Schylocks sein müssen.

Im zehnten Bilde ist, ganz abgesehen vom sonstigen mächtigen Eindrucke, welchen die Handlung im Gemüthe des Christen hervorbringt, auch die vollendete Technik des Christus-Bildes zu bewundern. Der Maler bezeugt ein tiefes Eindringen in die Geheimnisse der Kunst, welcher es nur selten gelingt, so lebendig treue Darstellungen zu liefern, wie die Christus-Figur dieses Bildes demselben gelungen ist.

Das Vortrefflichste aller Bilder ist aber unstreitig das eilfte, jenes der Kreuzigung, welches durch seine meisterhafte Ausführung das Herz und das Auge des Beschauers allgewaltig an dieses lebensvolle Stück Leinwand fesselt. Man glaubt hier kein Werk der Menschenhand vor sich zu haben, man steht vor der lebendigen Wirklichkeit, man ist Zeuge der schauerhaften That, verübt an dem vor uns liegenden, in völliger Ergebenheit duldenden Erlöser der Welt. Unser mitleidendes Herz wird in seinen tiefsten Tiefen erschüttert, unsere Wehmuth übersteht neunzehn Jahrhunderte und leidet mit dem vor unsern Augen sterbenden Heiland.

Von den übrigen Bildern heben wir nur noch hervor: am vierten den schmerzvollen Kopf Marien's; am fünften Simon den Cyrenäer, als eine sehr effektvolle malerische Figur; am sechsten die lieblich edle Gestalt der Veronika und die satanische Figur des Henkerknechtes hinter dem Heilande; am zwölften die Köpfe der beiden Marien; am dreizehnten die leidende Mutter und die gelungene Gestalt der Magdalena.

Zur Vollendung des ganzen großen Werkes hat Plank kaum ein Jahr verwendet, was in Berücksichtigung der Dimensionen, jedes Bildes von fünfzehn Quadratsfuß ( $4\frac{1}{2}$  Fuß Höhe und  $3\frac{1}{2}$  Fuß Breite) und bei der erwähnten meisterhaften Ausführung als außerordentlich mäßig genannt werden muß. Wir wünschen, daß der Meister noch recht viele Kirchen mit ähnlichen Kunstwerken schmücke, von welchen in Wahrheit gesagt werden kann, daß jeder Beschauer bei der Betrachtung auch ohne Gebetbuch in tieffter Andacht betet. F. Mazzini, F.M.L.

## Literatur.

Eine besondere Erscheinung im neu erwachten politischen Leben sind die vielen Broschüren, welche sich mit den brennendsten Fragen des Staates beschäftigen. Vor uns liegen drei derselben, welche in der Verlags-Buchhandlung von Zamarski und Dittmarsch anonym erschienen sind:

Das Historische und seine Berechtigung in der Politik (ein in der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien nicht gehaltener Vortrag) ist eine Flugschrift, welche Berücksichtigung verdient. In treffender Darstellung weist der Verfasser nach, daß das Anklipfen an Historisches von gewisser Seite nur dann empfohlen wird, wenn dieses in den Kram paßt; daß man z. B. immer auf die Vorzüge des Mittelalters, auf die staatlichen Einrichtungen, auf die fromme Gläubigkeit hindeutet und dabei gar nicht wissen will, wie reich das Mittelalter an barbarischen Sitten und Gebräuchen, an Dummheit und Aberglauben gewesen ist. Die Schrift kann vorzüglich Jenen empfohlen werden, welche in der ständischen Bevorzugung die beste Staatsanordnung erblicken.

Zur Lösung der Nationalitäten-Frage. (Ein Mahnruf an die Regierung und die Völker Oesterreich's.) Der Verfasser steht ganz auf nationalem Standpunkte; er plaidirt für ein ganz neues politisches System, für eine totale Veränderung in der bisherigen Provinz-Eintheilung, an die Stelle der Kronländer sollen nationale Individualitäten treten. Der Verfasser scheint ein großer Theoretiker und Projektentmacher zu sein, wenigstens läßt er sich über das „Wie“ der Einführung der neuen Ordnung der Dinge sehr vornehmlich und unklar vernehmen.

Das konstitutionelle Oesterreich. (Eine Studie über Oesterreich's Verfassung.) Der Titel enthält die beste Kritik; es ist eine Studie, durch welche der Verfasser die Verfassung besser kennen gelernt haben mag, als sie der Leser aus der Broschüre kennen lernen kann. Es finden sich wenig neue Anschauungen darin. Alles schon dagewesen.

Illustrirtes Familienbuch des österreichischen Lloyd. Neue Folge. 1. Band. 5. und 6. Heft.

Wir haben schon oft die Vortrefflichkeit dieser Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise hervorgehoben, wir können auch von diesen beiden vorliegenden Heften nur Lobendes sagen. Im fünften Heft hat uns neben den verschiedenen unterhaltenden und populärwissenschaftlichen Artikeln L. Schücking's Literaturbericht angesprochen. Diese Berichte bilden stets eine höchst interessante Lektüre, denn sie erschöpfen nicht nur den Inhalt der angezogenen Bücher, sie begleiten denselben auch mit geistreichen Winken und Bemerkungen, die oft werthvoller und bedeutender sind, als die Bücher selbst. — Das sechste Heft bringt ein hübsches Gedicht von Robert Hammerling „Antikes Seemärchen“ — eine Kriminalgeschichte von Lemme, der in diesem Genre unerschöpflich zu sein scheint, betitelt: „Eine arme Sünderin“ — eine literarhistorische Skizze: „Häckländer und Höfer“ von Ludwig Fleib — zwei geschichtliche Aufsätze: „Die Auerperge in Krain“ von Radies, und „Die Vertreibung des Senats während der Belagerung von Mutine“ von Woltersdorf — eine Schilderung der Inseln Pitcairn von dem Novara-Reisenden Dr. G. Scherzer — einen Artikel über Baumwollhandel und einen Literaturbericht. Beide Hefte sind, wie es gewöhnlich geschieht, jedes mit drei sehr schönen Stahlstichen geschmückt.